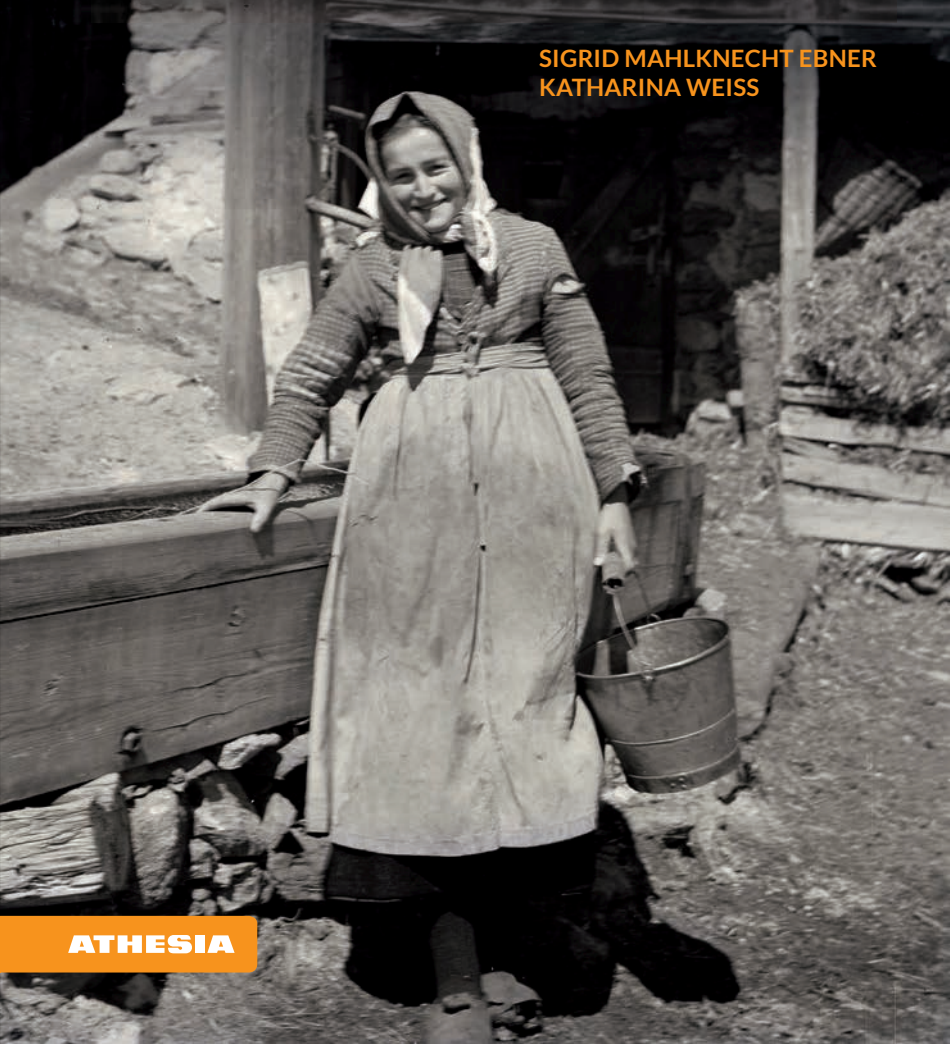


Harte Jahre – starke Frauen

Südtirolerinnen erzählen

SIGRID MAHLKNECHT EBNER
KATHARINA WEISS



ATHESIA



Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch
die Südtiroler Landesregierung/Abteilung Deutsche Kultur

SIGRID MAHLKNECHT EBNER
KATHARINA WEISS

Harte Jahre - starke Frauen

Südtirolerinnen erzählen



ATHESIA VERLAG

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar:
<http://dnb.d-nb.de>

2018 · Vierte Auflage

Alle Rechte vorbehalten

© by Athesia Buch GmbH, Bozen (2015)

Fotos: Südtiroler Landesarchiv – Bildarchiv Mario und Benjamin Geat

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Athesia Druck, Bozen

ISBN 978-88-6839-413-4

www.athesia-tappeiner.com

buchverlag@athesia.it



designed + produced

IN SÜDTIROL

Inhaltsverzeichnis

Zu diesem Buch	7
Danksagung	9
Der General	
Josefine M., Jahrgang 1894, Rabland	11
Toia	
Viktorija H., Jahrgang 1926, St. Lorenzen	37
Das blaue Kleid	
Anni V., Jahrgang 1928, Unterland – Frankreich	65
Von den Tschurtschen zu den Reben	
Augusta B., Jahrgang 1933, Aldein – Girlan	105
Die Füchsin	
Margareth W., Jahrgang 1943, Brixen	145
Glossar	186

Der General

Josefine M., Jahrgang 1894, Rabland – erzählt von der Tochter Johanna M.

Die alte Hebamme war erleichtert: „Freu dich Seffa, ein gesundes kleines Mädchen hast du bekommen. Die Haare sind ganz schwarz und die Augen hellblau und klar wie unser Zielbachwasser.“ Die Mutter drehte müde den Kopf zur Seite und blickte der Hebamme geradewegs ins Gesicht. „Die Augen, die sind so wichtig nicht. Und ob sie wirklich so gesund ist, wie du meinst, wird sich noch zeigen. Bei den anderen haben wir das am Anfang auch gedacht.“ Die Hebamme seufzte: „Ach Seffa, hör auf mit dem Gejammer, du weißt selbst ganz genau, es gibt viel Schlimmeres auf der Welt. Dies wird wohl deine letzte Geburt gewesen sein, sei froh, dass alles gut gegangen ist. Wie soll sie denn heißen, die Kleine?“ „Johanna wird sie heißen, aber jetzt mach das Fenster auf, ich brauche frische Luft.“ Gewaschen und in ein feines, warmes Tuch gewickelt, legte mich die Hebamme an die Seite meiner Mutter; beruhigt durch ihren Duft schlief ich tief und fest.

Ich wurde am 6. Juni geboren, neun Tage vor dem traditionellen Almauftrieb an Sankt Veit. Meine Mutter, Joseffa, von allen nur Seffa und in den späteren Jahren die „Strassermutter“ genannt, war bereits 43 Jahre alt, als ich 1937 als siebtes und letztes Kind auf dem Strasserhof in Rabland in der Nähe von Meran zur Welt kam. Die erste Hitze des Jahres drückte in das alte Gemäuer des Hofes und ließ ihre Beine anschwellen. Das Ziehen und Stechen verlei-

deten ihr ganz die Freude am Lesen. Überhaupt war gerade in dieser Jahreszeit auf dem Hof besonders viel Arbeit. Die Tage waren lange hell, die Felder mussten bestellt werden. Im Kindbett zu liegen, dazu hatte die Mutter nun wirklich keine Zeit.

In Gedanken sehe ich sie immer noch, wie sie in der Küche regiert, die Töpfe auf dem Holzherd hin- und herschiebt, eine Prise Salz da, etwas Pfeffer dort, immer in Bewegung. Die lange Schürze, die Bänder vorne akkurat zu einer gleichmäßigen Schleife gebunden, wirbelte nur so herum. Darunter trug sie eine Bluse und einen langen Rock, der von der Brust bis ganz hinunter zu den Knöcheln reichte. Ihre Haare waren stets sauber und ordentlich zu einem Knoten streng nach hinten gekämmt. Sie war das, was die Männer als eine schöne Frau bezeichnen: Gertenschlank, mit ebenmäßigen Gesichtszügen, und sie konnte so zärtlich lächeln, dass den Menschen warm ums Herz wurde, selbst wenn sie es gar nicht wollten.

Schade nur, dass sie mit uns Kindern nicht allzu oft lächelte. Ihre aufrechte Haltung und ihr sicherer, fixierender Blick verrieten sogleich, dass diese Frau auch ganz hart sein konnte, wenn sie wollte. Sie war eine, die die Geschicke ihres Lebens selbst in die Hand nehmen und leiten wollte. Kurzum, meine Mutter war eine Frau der festen Regelmäßigkeiten, sauber und ordentlich, katholisch und gutherzig, eisern in ihren Prinzipien.

Meine Mutter Seffa erzählte:

Ich wurde 1894 geboren, meine Kinder- und Jugendzeit war geprägt von der Habsburger Monarchie und dem Glauben

an die unumstößliche Macht des Kaisers in Wien. Mein Vater Heinrich, Bauer des Strasserhofes, hatte die Witwe des Gasthauses „Neuwirt“, der nur wenige Meter entfernt auf der anderen Straßenseite stand, geheiratet. Ich, die Seffa, war die älteste von vier Schwestern; nach mir kamen die Franze, die Moidl und die Anna zur Welt. Auch hatte ich drei Brüder, doch alle drei starben, noch ehe ihr Leben richtig begonnen hatte.

Weil ich gerne in der Küche arbeitete, wurde ich nach Meran geschickt, um Köchin zu lernen und verbrachte mehrere Lehrjahre im „Bayrischen Hof“ in Meran. Hier lernte ich exotische Gemüse- und Obstsorten kennen, roch Gewürze, die mir das Wasser in die Augen trieben, ich lernte backen und wusste bald mit Fleisch umzugehen. Vor allem aber wurde mir beigebracht, wie wichtig in der Küche Sauberkeit, Ordnung und Zeiteinteilung waren. Diese Arbeit gefiel mir, ich erkannte bald, dass ein gutes Essen bei den Menschen weit mehr ausrichten konnte, als viele Worte. Als einfaches Bauernmädchen vom Land war es eine Ehre, in einem so noblen Hotel lernen zu dürfen. In jeder freien Minute beobachtete ich die Gäste, war überwältigt von all dem Luxus, den prachtvollen Gewändern und Hüten der edlen Damen. Am meisten aber beeindruckten mich jene Besucher, die Bücher und Zeitungen lasen, denn auch ich liebte das Lesen.

So aufregend diese Zeit auch war, es war doch nicht wirklich meine Welt oder das, was ich mir von meinem Leben erwartete. Denn zu guter Letzt stand ich ja doch immer nur in der Küche beim heißen Herd, schwere Töpfe schlep- pend, und das schmutzige Geschirr erst – ganze Berge mussten mehrmals täglich gespült werden. Sollte so meine

Zukunft, mein Leben aussehen? Wo war der Talwind, der mir durch das Haar strich, die Sonne, die mich an der Nase kitzelte? In dieser stickigen Stadtküche fehlte mir immer öfters die Luft zum Atmen. Dies wohl auch, weil das Dienen eine Sache war, die nicht so recht zu meinem Charakter passte. Mein Entschluss stand fest: „Lieber habe ich eine kleine Gaststube und bin dafür aber mein eigener Herr, als eine große Köchin, doch versteckt in einer dampfenden Küche.“ Ich kehrte dem Meraner Nobelhotel den Rücken und übernahm Anfang der zwanziger Jahre die Gaststube und den kleinen angeschlossenen Laden meiner Mutter.

Mittlerweile hatte meine Schwester Anna das Gasthaus „Bad Egart“ auf der Töll in Pacht genommen, die Moidl einen Bauern geheiratet und die Franze war mit einem Gerber aus Naturns beisammen. Letzterer war ein Mann mit großen Träumen, aber leider leeren Taschen. Er träumte davon, eine eigene, große Gerberei zu eröffnen. Die Franze redete mit unserem Vater, weil er Bürgen brauchte, um einen Kredit zu bekommen. „Ach Vater, es ist ja nur eine Unterschrift, mehr nicht.“ „Ja, Kind, nur eine Unterschrift.“

Doch die großen Träume erwiesen sich schon bald als viel zu groß für die einfachen Hände des Gerbers. Kurzum, der Laden ging flöten, alles Geld war verloren und der Strasserhof über Nacht hoch verschuldet. „Vater, das wollte ich wirklich nicht.“ „Nein, das wollten wir wohl alle nicht.“ Der Vater war verzweifelt. „Wenn nicht ein Wunder geschieht, ist der Hof verloren“, seufzte er, die Franze weinte nur noch. Allein schon der Gedanke, wegen eines Dazugeheirateten die eigene *Hoamet* zu verlieren, ärgerte mich. Das wollten und konnten meine Geschwister und ich nicht zulassen.

Nachdem wir alle möglichen Schritte zur Rettung des Hofes durchdacht hatten und keine sinnvolle Lösung des Problems gefunden werden konnte, blieb nur noch ein letzter Ausweg. Die komplette Umverteilung und neue Aufteilung unseres gesamten Hab und Guts.

Die Anna gab das Gasthaus Bad Egart auf und übernahm nun den Neuwirtshof mit der Gaststube. Der Franze musste auch geholfen werden, sie war ja nun mittellos. Sie durfte bei der Moidl auf dem Bauernhof wohnen und konnte unseren Laden übernehmen. Somit war gesichert, dass sie und die Kinder wenigstens etwas zu essen hatten. Jahre später entschied ihr Mann, der den Beruf des Gerbers nun endgültig an den Nagel gehängt hatte, ganz fort zu ziehen. Mittlerweile war er zur Überzeugung gelangt, dass das Glück in der Ferne leichter zu finden war als im kleinen Rabland. Sie packten ihr spärliches Hab und Gut und zogen fort nach St. Pölten in der Nähe von Wien.

Ich hingegen verabschiedete mich von der Gaststube im Neuwirtshof und zog am 4. Februar 1925 in den Strasserhof ein. Aus der Köchin wurde wieder eine Bäuerin. Ich war jetzt 30 Jahre alt, seit fünf Jahren schon mit dem Rudl verheiratet, hatte zwei Buben, den Rudl und den Heiner, und war wieder guter Hoffnung.

Mein Mann, der Rudl, war von seiner Herkunft her kein Bauer, sondern einer der zwei Buben der Krämerfamilie in Partschins. Als Kind hatte die enge Freundschaft zu seinem Spielgefährten, einem jungen Baron, unverhofft dazu geführt, dass er, obgleich er nicht aus einem adeligen Geschlecht entstammte, in Meran zur Schule durfte. Der kleine Baron brüllte und schrie, dass er erst dann die Schule in der Stadt besuchen würde, wenn sein Freund, der Rudl,

auch mitkommen könnte. Schließlich gaben die Eltern nach. Von nun an wurden die zwei Buben jeden Morgen vom Fuhrmann mit der Kutsche nach Meran zum Studieren gefahren und am Nachmittag wieder abgeholt.

Nach der Schulzeit arbeitete er mit seinen beiden Geschwistern, dem Luis und der Serafine, im Geschäft der Eltern. In seiner freien Zeit spielte er bei der Musikkapelle. Doch bevor er wirklich entscheiden konnte, was aus seinem weiteren Leben werden sollte, wurde kurzerhand über ihn entschieden.

1914 begann der Krieg und über Nacht wurde aus dem Rudl der Soldat Rudolf, der fortan nicht mehr bei der Partschinserter Musik, sondern in der Militärkapelle des Regiments der Kaiserjäger mitzuspielen hatte und für Gott und Vaterland den „Russ“ besiegen sollte. Das Musizieren im Heer wäre an und für sich gar nicht so schlecht gewesen, wenn er nicht ausgerechnet die Tuba gespielt hätte. Mit grüner Tarnfarbe bestrichen, musste das schwere Instrument immer und überall mitgetragen werden. Vorwärts ging es, hinein in das Herz des russischen Zarenreiches, doch zurück ging es nicht mehr. Er wurde gefangen genommen und kam mit anderen Südtirolern als Zwangsarbeiter in ein Kohlebergwerk. Hier spielte eine ganz andere Musik. Die harte Arbeit und das armselige Essen zehrten die Männer aus. Wenn sie überleben wollten, mussten sie fliehen. Zu dritt schafften sie die Flucht und traten den langen Weg nach Hause an. Geholfen haben den ausgehungerten Männern bei ihrem langen Weg in die Freiheit nur die Frauen. Ach, Natascha. Wenn er nur irgendwie gekonnt hätte, er wäre für immer bei ihr geblieben. Doch als entflohener Sträfling war dies unmöglich.

1920, nach zwei Jahren Fußmarsch, kehrte er mit seinen zwei Freunden in Lumpen gekleidet, ohne Orden und Verdienstkreuz, wieder in die Heimat zurück. Den Kaiser und das Habsburger Reich gab es nicht mehr, die neuen Herren im Land waren jetzt die Italiener. Da half es wohl wenig, dass der Rudl mittlerweile recht passabel russisch sprechen konnte, ab sofort musste italienisch geredet werden. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht italienisch gelernt. Wozu auch, wenn ich etwas von den oberen Herren brauchte, dann habe ich schon einen gefunden, der mir übersetzt hat, was ich zu sagen hatte.

Jedenfalls war die Zeit auch in Partschins nicht stehen geblieben. Den Krämerladen hatten mittlerweile die Geschwister vom Rudl übernommen. Aus diesem Grund war er froh, als er erfuhr, dass für die Sennerei in Rabland ein Verwalter gesucht wurde und begann alsbald mit der Arbeit. Nachdem das Dorf kaum mehr als zehn Bauernhöfe zählte und jeder alles von jedem wusste, haben wir uns den Neuen aus Partschins freilich gleich am ersten Tag anschauen müssen. Später erzählte er mir, dass ihm meine Art schon gleich aufgefallen sei, er aber noch etwas nachdenken wollte. Noch etwas nachdenken? Das hatte ich schon für ihn mit erledigt, denn bereits in der ersten Nacht habe ich gründlich alle Für und Wider durchgespielt.

Der Weltkrieg hatte Generationen junger Männer einfach niedergemäht. Ich sah, wie viele Frauen, die in der Zwischenzeit ums Überleben der Kinder und Alten gekämpft und sehnsüchtig auf die Hilfe der Heimkehrer gehofft hatten, bitter enttäuscht worden waren. Viele Kriegsveteranen, die oft erst Jahre nach dem Kriegsende zurück kamen, waren verkrüppelt oder verrückt, im schlimmsten Fall sogar beides.

Ich überlegte: „Der Rudl ist körperlich und, wie es scheint, auch geistig gesund vom Krieg heimgekommen. Er ist Mitte zwanzig, im besten Mannesalter also, groß, blond und mit seinen blauen Augen auch hübsch anzusehen. Er hat eine feine, ruhige Art, und wenn er spricht, dann so leise, dass man ihn kaum hört. Er ist gebildet und liest gern.“

Bei mir hingegen fiel die Bilanz weit weniger schmeichelhaft aus. Ich muss zugeben, ich war mit meinen 26 Jahren schon recht alt, um noch als gute Partie für die Ehe durchzugehen. Eine Schar von jüngeren, bescheidenen, fleißigen, vor allem aber heiratswilligen Mädchen gab es in jedem Dorf, ja sogar auf jedem Hof. Der Rudl war zweifelsohne ein ausgesprochener Glücksfall für mich, und die Frage war folglich gar nicht, ob überhaupt, sondern nur wie?

Die hohe Kunst des Kochens sollte mir dabei zu Hilfe kommen. „Du Rudl, heute Mittag, da lad ich dich zu mir in die Gaststube ein. Auf der Speisekarte stehen *Kiachln*.“ Da lachte er und meinte: „Ja, wenn du mich schon einlädst, dann muss ich wohl kommen. Ich hab schon gehört, die Seffa, die kann richtig gut kochen. Schauen wir, ob es stimmt.“ Da konnte ich nur schmunzeln, denn ich wusste ganz genau, dass allein schon der Geruch des Bratfetts von den *Kiachln* die Leute wie magisch in meine Gaststube zog. Diese magere Gestalt vor mir, die in den letzten Jahren mit Sicherheit viel Hunger hatte leiden müssen, sie würde bestimmt keine Ausnahme sein. Aber das war nicht das Einzige, was ich vorbereitete. Als er kam, wurde so richtig aufgetischt: Frittatensuppe, Kraut mit Geselchtem, Knödel, Schnitzel und zum Schluss die *Kiachl*, gefüllt mit süßer Marmelade und bestreut mit feinem Zucker. Dazu gab es

einen Krug guten Rotwein. Es war wie ein Hochzeitsmahl. Der Rudl rieb sich den vollen Bauch, lächelte zufrieden und ich wusste, ich hatte gewonnen. Auf diese Köstlichkeiten wollte er fortan nicht mehr verzichten und auf die Köchin derselben auch nicht. Im Eiltempo haben wir noch im Jahr 1920 geheiratet und der Rudl zog bei mir im Neuwirt ein.

1921 kam der erste Bub, der Rudl zur Welt, ein Jahr später bereits der Heiner, dann kamen noch die Berta, der Luis, der leider nach wenigen Tagen verstarb, die Greti, die Anna und nach einer längeren Pause als letztes Kind die Johanna.

„Berta, jetzt bist du schon dreizehn und alt genug, auf das Hannele zu schauen. Je früher du das lernst, desto besser“, bestimmte ich. Als Bäuerin ohne Bauer hatte ich nur wenig Zeit für die Kinder. Zudem war ich überzeugt, dass die Berta diese Aufgabe nicht im Geringsten als Last sah, denn sie mochte unsere Kleinste. Ich beobachtete, wie sie ihre Aufgabe sehr ernst nahm, das Mädchen umsorgte und behütete. Manchmal hatte ich sogar das Gefühl, dass das Hannele in der Berta mehr eine Mutter sah als in mir, denn sie hing an ihr und folgte ihr auf Schritt und Tritt. Wenn ich hingegen zu ihr hinging, dann versteckte sie sich hinter meiner Ältesten, gerade so als ob sie Angst vor mir hätte. Aber die Berta war es, die für sie strickte und ihr Kleider nähte, um die sie alle Bauernmädchen des Dorfes beneideten, nicht ich. Später lehrte sie ihrer kleinen Schwester das Nähen, Sticken, Stricken, eben alles, was ein Mädchen im Haushalt wissen sollte. „Das Hannele wird viel zu viel verwöhnt“, sagte ich eines Abends zum Rudl. Doch der lachte nur und meinte: „Ach lass sie. Es ist doch schön, zu sehen, wenn sich die beiden Schwestern mögen.“

Meine beiden Söhne, der Rudl und der Heiner, und auch die Greti waren anders als andere Kinder. Sie sprachen nur wenig und wenn, dann so still und mit schwerer Zunge, dass es kaum zu verstehen war. Die Anna, meine Schwester, warf mir immer vor, dass ich schuld daran sei. Ich hätte es versäumt, die Buben von einem Arzt richtig behandeln zu lassen, als sie Mittelohrentzündung hatten. Dabei habe ich das gemacht, was man bei solchen Dingen eben gemacht hat, nämlich warmes Öl in die Ohren zu gießen. Noch immer klingt mir ihre vorwurfsvolle Stimme im Ohr, als sie mich angiftete: „Der kleine Rudl, erinnerst du dich? Ohrenweh hat er gehabt. Ganze vier Tage lang hat er geweint, und als er mit dem Weinen aufhörte, da hat er nichts mehr gehört. Für alles, was in diesem Dorf geschieht, interessierst du dich, rennst jeden Tag in die Kirche und sitzt mit dem Pfarrer beisammen, aber die eigenen Kinder, für die fehlt dir immer die Zeit, die sind dir ganz gleich.“ Diese dumme Kuh, meine Kinder konnten reden, aber halt nur ganz still und nicht so recht deutlich, was hätte man da schon tun sollen. Und überhaupt, was der Herrgott geschaffen, muss man annehmen, wie es ist. Für den Hof jedenfalls war es das Wichtigste, dass die Kinder arbeiten konnten. Das war auch ohne Worte möglich.

Wenn überhaupt, so konnte dieser Makel nur von der Seite vom Rudl stammen, denn auch er sprach nur sehr leise. Er mischte sich in diese Dinge sowieso nicht ein. Für ihn war jedes Kind gottgewollt, und er liebte es, wie es war. In der russischen Kriegsgefangenschaft hatte er gelernt, sich wortlos mittels Handbewegungen zu verständigen. Dies tat er stets auch mit unseren Buben. Ja, es schien ihm geradezu das Natürlichste auf der Welt zu sein. Er mochte es einfach, in Stille beisammen zu sitzen; ich wusste auch warum,

denn in seinem Kopf war nie Ruhe. Da spielte unaufhörlich immer ein und dieselbe Melodie: die des Radetzkymarsches. Wir konnten es alle hören. Jedes Mal wenn er in der Stube saß, trommelte er die Takte des Marsches mit seinen Fingern auf die Schenkel. Tatatam, tatatam, tatatatatam.

Wir waren zwei grundverschiedene Menschen. Er, der Schweigsame, Ruhige, ich die Lebhaftige, die Schafferin. Meine Art war ihm zu schnell, innerhalb von Sekunden konnte ich aufbrausen, mich dann aber wieder beruhigen, Entscheidungen treffen und diese durchsetzen. Umgekehrt machte er mich verrückt in seiner langsamen Art. Er musste für meinen Geschmack einfach immer viel zu lange nachdenken, um zum Punkt zu kommen. Eine Leidenschaft aber schmiedete uns immer wieder aufs Neue zusammen – das Lesen. Wir lasen alles, was es an Lesbarem gab. Jeden Tag wurde die Tageszeitung „Dolomiten“ gekauft, einmal in der Woche kam der „Volksbote“ hinzu. Die Zeitungen hatten ihren fixen Platz in der Küche, und es war ganz selbstverständlich, dass täglich der Pfarrer und der Doktor, oft aber auch andere Leute aus dem Dorf kamen, nur um die Zeitung anzuschauen und den einen oder anderen Artikel zu lesen. Meist blieben sie gleich zum Mittagessen auf dem Hof. Das gefiel mir. Ich hatte zwar kein Gasthaus mehr, umso mehr erfüllte mich mit Stolz, dass der Strasserhof den Ruf hatte, ein Ort zu sein, wo die Tür für jeden Hilfesuchenden und Hungrigen offenstand.

Wir gingen immer früh zu Bett und lasen bis spät in die Nacht. Am Morgen wurde geschlafen, bis die Glocken der kleinen Jakobskirche von nebenan läuteten. Dann musste es schnell gehen. Ruck zuck sprangen wir aus dem Bett,

hinein in das Gewand, das ich am Vorabend schon hergerichtet hatte, die Haare nach hinten zum *Gungl* gekämmt und hinunter zur Messe. Die Kinder machten es uns nach und blieben ebenfalls so lange als möglich im Bett. Meine Schwester Anna hatte gar kein Verständnis für solche morgendlichen Gemütlichkeiten und tuschelte säuerlich: „Beim Strasser, ja da geht’s in der Früh gemütlich zu, da braucht vor acht Uhr keiner zu läuten, da sind alle noch in den Federn.“ Dies stimmte so nicht ganz. Unser Fütterer hatte schon längst alle Tiere versorgt und unsere zwei Mägde bereits das Frühstück vorbereitet. Der Tag war schließlich noch lang genug zum Arbeiten. Nach dem Frühstück teilte ich für alle die Arbeit ein. Dabei wurden keine Ausnahmen gemacht. Jeder musste mitarbeiten. In den Sommermonaten kamen die Kinder vom Tschögglberg als weitere Arbeitskräfte hinzu und arbeiteten auf den Feldern und im Stall mit. Auf dem Hochplateau entlang des Etschtales waren die Bauern so arm, dass nicht genug Brot für die vielen Kinder da war. So wurden die Kinder auf verschiedenste Höfe im Umland aufgeteilt. Zu essen gab es beim Strasser immer reichlich, doch erst kam die Arbeit, dann der volle Teller.

Meinen Mann kümmerte die Arbeit auf dem Hof wenig, denn er arbeitete mittlerweile wieder im Laden in Partschins. Als wir 1925 den Strasserhof übernahmen, musste der Stadel renoviert werden. Nachdem ich im „Bayrischen Hof“ die Annehmlichkeiten einer Toilette kennengelernt hatte, packte ich die Gelegenheit beim Schopf, und wir ließen eine Toilette mit Spülung und dazu sogar ein Bad einbauen. Das war eine richtige Sensation. Da der Hof jedoch hoch verschuldet war, mussten wir uns das Geld für den

Umbau leihen. Rudls Bruder, der Luis, lieh uns etwas vom Krämerladen. Als dieser zehn Jahre später schwer bekümmert starb, wurden die Geschäftsbücher kontrolliert und wir stellten erstaunt fest, dass das Bankkonto komplett leer, der Vorratskeller hingegen bis zur Decke voll mit Kartons gestapelt war, die nur eines enthielten, nämlich bunte kleine Bonbons. Was war geschehen? Rudls Schwester, die Serafine, erzählte nach einigem Zögern, dass der Luis bei diesem jungen, netten italienischen Vertreter für Süßigkeiten immer etwas bestellt habe. Danach seien sie in den Keller gegangen und erst nach längerer Zeit wieder zurückgekommen. „Was soll ich sagen“, meinte sie, „mir ist halt aufgefallen, je älter der Luis wurde, desto öfter kamen Männer in den Laden und konnten einkaufen, was sie wollten, ohne zu bezahlen. Manchmal, da hat er ihnen sogar Geld aus der Tageskassa gegeben. Ich habe mir schon meine Gedanken dabei gemacht und deshalb alles immer gleich beim Pfarrer gebeichtet. Der Herrgott wird's schon richten.“

Die Serafine wollte und konnte das Geschäft nicht alleine weiterführen. So blieb dem Rudl nichts anderes übrig, als den Laden zu übernehmen, und diesmal war es der Strasserhof, der die Schulden bezahlte. Mein Mann ging nun jeden späten Morgen schnellen Schrittes von Rabland nach Partschins und kam am Abend sichtlich langsam und gemächlich wieder zum Strasserhof zurück. Das ärgerte mich. „Rudl, warum kommst du schon wieder so spät nach Hause, du weißt doch genau, ich will, dass am Abend alle auf dem Hof sind“, schimpfte ich. Er aber drehte sich zu den Buben, dem Heiner und dem Rudl um und gab ihnen mit Handzeichen zu verstehen: „*Sie isch und bleib holt a General.*“ Alle drei lachten und nickten. Dann setzte er sich

nieder, las wie üblich die Zeitung und trommelte mit den Fingern seinen Radetzkymarsch auf den Tisch.

Außerhalb des Dorfes lagen nach Westen hin unsere Korn- und Gemüsefelder. Angebaut wurden Sellerie, Lauch, mehrere Kohlsorten, Salat, Zucchini, Tomaten, *Rohnen*, verschiedenste Kräuter, kurzum alles, was am Hof an Lebensmitteln gebraucht wurde. Um in dieser feuchten Talsohle Gemüse anbauen zu können, mussten immer wieder nach einer bestimmten Anzahl von Zeilen tiefere Gräben gegraben werden, in denen sich das Grundwasser sammeln konnte. Diese führten in den noch tiefer liegenden Bach, den Gießen, der schlussendlich in die Etsch mündete. Der Vorteil dieser Lage war, dass man das ganze Jahr über keine Bewässerung brauchte. Zwiebeln und Kartoffeln konnten hier nicht angebaut werden, sie wuchsen auf einem anderen Acker an den trockenen Hängen des Sonnenberges. Wenn ich nicht in der Küche arbeitete, so war ich mit meinen Kindern auf den Feldern, kontrollierte, ob alles in Ordnung war, gab weitere Anweisungen und arbeitete mit. Für die Arbeit auf dem Feld hatte ich zwei Haflinger gekauft, den Fritz und die Liesl. Sie zogen den Pflug oder anderes Gerät und waren unsere Lieblinge im Stall. Von all unseren Tieren, den Kühen, Schweinen, Schafen, Hennen, ja sogar den Katzen, bekamen sie am meisten Zuwendung. Auf dem Hof lief alles gut, wir hatten wohl wenig Geld, aber dafür immer genug zu essen auf dem Tisch. Dies war nicht selbstverständlich, denn die Zeiten waren schlecht.

Vom italienischen Faschismus hat unser Dorf wenig gespürt. Die paar Höfe waren zu klein und unwichtig, um

politisch ins Gewicht zu fallen. Dennoch gab es in dieser Zeit jede Menge arme Leute, deren ständiger Begleiter der Hunger war. Die italienischen Familien, die angesiedelt worden waren, machten keine Ausnahme, auch sie mussten schauen, wie sie über die Runden kamen. Ich hingegen hatte den Stall voller Tiere, die Ernte lief gut, etwaige Engpässe konnten durch die Einnahmen des Krämerladens ausgeglichen werden. „Der Hunger ist der schlechteste Ratgeber für die Leute“, seufzte der Pfarrer eines Tages: „Wenn sie gar nichts mehr haben, verlieren sie langsam auch den Glauben an das Gute in der Welt und an unsere Heilige Kirche.“ Ich wollte helfen, aber wie? Dann kam mir eine Idee: „Weißt du was, die Ärmsten sollen einmal in der Woche auf dem Hof ein warmes Essen bekommen.“

So wurde der Freitag der Tag der *Lotterer*. Jedem, der an diesem Tag kam, stand die Tür des Hofes offen, und er erhielt ein Mittagessen. Im Gang stand ein breiter langer Tisch, an dem normalerweise die Knechte und Mägde saßen. Hier wurde nun für die *Lotterer* aufgetischt. Manchmal kamen nur fünf Leute, manchmal waren es aber auch über fünfzehn. Ich kochte immer etwas Deftiges mit viel Schmalz, damit die Leute auch richtig satt wurden. Was übrig blieb, wurde aufgeteilt. Da ließen sich die *Lotterer* nicht lange bitten und hielten ihre Schüsseln bereitwillig hin.

Ich bemerkte bald, dass nur die Bettler auf den Hof kamen, andere Dorfleute, bei denen ich genau wusste, dass sie zu Hause nichts zu beißen hatten, die schämten sich, ihre Armut so offen zu zeigen. „Wenn sie nicht zu mir kommen können, dann werde ich eben zu ihnen kommen“, ging es mir durch den Kopf und ich beschloss, von Zeit zu Zeit ein Schaf zu schlachten und an diese Leute zu verteilen.

„Seffa, du weißt, das ist verboten; wenn dich einer anzeigt, was dann?“, mahnte mich der Rudl. So ein Angsthase aber auch. „Freilich weiß ich das, aber die Tiere gehören uns und nicht dem Beamten. Ein Schaf mehr oder weniger, das fällt im Stall gar nicht auf. Du glaubst doch wohl nicht wirklich, dass einer zum Fleisch nein sagt und mich anzeigt?“ Wie so oft schüttelte er nur den Kopf und versank in seinen Radetzkymarsch. In handliche Portionen geschnitten, wurde das Fleisch in Milchkannen gesteckt und konnte als Milch getarnt unbehelligt in jedes Haus gebracht und verteilt werden. Peter, der Sohn vom Nachbarshof, erledigte diese Aufgabe für mich. Bei der Übergabe brauchte er nur folgende Wörter zu sagen: „Grüße von der Frau Seffa“ oder „saluti della signora Seffa.“ Selbstverständlich bekamen auch die Italiener ein schönes Stück Fleisch. Und so stellte sich ein, was der Pfarrer und ich geplant und erhofft hatten: Geheimnisse machten die Leute zu Verbündeten. Die Strasserbäuerin war eine gute Frau, sie half jedem, der Hilfe brauchte, egal ob deutsch oder italienisch. Wen interessierte es da schon, was die ganzen Kinder immer in der Stube beim Straserhof machten. Dass mein Hof voller deutscher Bücher war, die zufällig in der Stube lagen, wusste jeder, so wie jeder wusste, dass dies im faschistischen Italien eigentlich strengstens verboten war.

Dann brach der Zweite Weltkrieg aus, und auch wenn Hitler den Südtirolern keine Hoffnungen machte, so betete ich jeden Tag darum, dass das Land wieder unter deutsche Herrschaft kommen würde. Im September 1943 sollte sich diese Hoffnung erfüllen. Am 8. September schloss Italien mit den Alliierten den Waffenstillstand. Hitler musste dies

geahnt haben, denn die Panzer standen schon einsatzbereit auf österreichischer Seite und besetzten umgehend den größten Teil Italiens bis nach Neapel. Wir gehörten nun zur „Operationszone Alpenvorland“. Es begann eine neue Zeit, die nicht nur Gutes mit sich brachte.

Die erste Veränderung ärgerte mich gleich richtig. Meine geliebte Tageszeitung „Dolomiten“ blieb aus, denn man hatte die Redaktion geschlossen. Stattdessen erschien nun das „Bozner Tagblatt.“ Die „Dolomiten“ erschien erst wieder nach dem Krieg. Positiv hingegen war, dass der Rudl im Dezember zum kommissarischen Bürgermeister eingesetzt wurde. Jetzt hatte ich sogar einen Bürgermeister auf meinem Hof; das gefiel mir.

Alle jungen Burschen wurden einberufen. Meine Söhne nicht, da sie wenig hörten und so undeutlich sprachen. Sie und die Greti sollten zu einem späteren Zeitpunkt außerhalb des Landes in einer Heil- und Pflegeanstalt untergebracht werden, um die Sprache besser lernen zu können. Ich freute mich einerseits für sie, andererseits aber brauchte ich die Kinder dringend auf dem Hof. Bis zum Kriegsende allerdings kam niemand mehr, um sie zu holen.

Nie hätte ich mir damals vorstellen können, dass diese Fahrt für meine drei Kinder den sicheren Tod bedeutet hätte. Als ich Jahre später hörte, dass so viele Behinderte nie mehr nach Hause gekommen sind, und die Zerstörung ihres unwerten Lebens von Anfang an geplant war, lief es mir eiskalt den Rücken herunter.

Als 1944 der Peter, der seit seiner Geburt nur auf einem Auge sah, auch noch zur Flak einberufen werden sollte, musste ich handeln. Die Moidl, meine Freundin, sollte auch mitkommen. Gemeinsam zogen wir unsere Sonntagstracht an und fuhren mit der Kutsche hinunter nach Meran zum

zuständigen Beamten. Der staunte nicht schlecht, als er uns kommen sah. Wir redeten auf ihn ein, erklärten, dass wir den Peter im Dorf dringend bräuchten, gerade jetzt, wo keine jungen, starken Männer mehr da wären. „Wer soll die Wöchnerinnen ins Spital bringen, wer soll uns im Stall und auf den Feldern helfen? Wir Frauen sind zu schwach, dies alles alleine zu tun.“ Schließlich gab der Mann auf und sicherte uns zu, dass der Peter nicht einrücken müsse. „Eine Frage habe ich aber doch noch“, meinte er zum Schluss. „Wieso kommen eigentlich Sie zu mir, wo doch Ihr Mann der Bürgermeister ist?“ Die Moidl schaute mich kurz an und wir mussten beide lachen: „Ja, aber der Peter, der muss doch uns helfen und nicht dem Bürgermeister. Der Bürgermeister muss sich um ganz andere Dinge kümmern.“ Mein Rudl, so gut er auch war, ich glaube, er hätte sich in dieser Sache nicht durchgesetzt.

Unter der deutschen Herrschaft wurden die Lebensmittelkontrollen noch mehr verschärft. Alles musste genau notiert werden und wurde ständig kontrolliert. Dass die Leute Hunger litten, war egal. „Im Krieg muss jeder Opfer bringen“, hieß es nur. Von wegen, dachte ich mir. Wir hatten den Stall voller Kühe und Schafe. Ich beschloss, den Peter wieder mit den Milchkannen loszuschicken. „Wenn die Italiener auf den Trick reingefallen sind, so werden es die Deutschen wohl auch“, dachte ich mir. Diesmal wurden gleich fünf Schafe geschlachtet. „Grüße von der Frau Seffa – saluti della signora Seffa.“

Der Rudl als Bürgermeister und meine ganze Familie durften natürlich nichts davon wissen. Genau das wäre mir jedoch fast zum Verhängnis geworden. Meinen Buben, dem Rudl und dem Heiner fiel sofort auf, dass Schafe fehlten und

sie erzählten ganz aufgeregt in der Gastwirtschaft, jemand hätte mehrere Schafe aus dem Stall gestohlen. Sofort wurde eine Untersuchung eingeleitet und der ganze Strasserhof auf den Kopf gestellt. Nichts, die Tiere waren einfach verschwunden. Dann wurden die Dorfleute befragt, ob sie etwas Verdächtiges gesehen hätten. Die Befragungen verliefen im Sand, niemand konnte sich an ein entlaufenes Schaf oder dergleichen erinnern. Wohl aber war ihnen noch der Geschmack eines Stückchens Fleisch in Erinnerung. Die Milchkannen ihrerseits standen längst schon wieder sauber geputzt in Reih und Glied an ihrem Platz. Den Rudl hatte ich natürlich nicht täuschen können. Er war am Verzweifeln mit mir: „Seffa, du wirst uns alle noch um Kopf und Kragen bringen. Was du tust, ist zu gefährlich, das geht zu weit.“ Ich muss zugeben, ein wenig mulmig zumute war mir schon bei der ganzen Sache, aber bis zum Schluss ging es ja noch einmal gut aus.

Nun, wo der Rudl Bürgermeister war, musste er auch erreichbar sein und so wurde auf unserem Hof das erste Telefon im Dorf installiert. Gleich hinter der Eingangstür im Gang hing nun der große Apparat. „Da könnt ihr mit einer anderen Person, die weit weg ist, reden“, wurde uns erklärt. Wir staunten und warteten, was geschehen würde. Und plötzlich läutete es. Der laute, schrille Ton ließ mich zusammenfahren. Überhaupt, ich war ja gar nicht vorbereitet. „Jesus Maria und Josef, dieses *Graffl*“, rief ich durch den Gang, „jetzt läutet es, und ich hab noch die schmutzige Schürze an“; dabei strich ich nervös über meine Schürze, so als wollte ich sie noch etwas glatt bügeln. Der Rudl und die Kinder mussten lachen. „Aber Seffa, brauchst doch nur den Hörer zu nehmen und hineinzusprechen. Der andere

hört dich ja nur, sehen kann er dich nicht“, neckte er mich und meinte, „aber vielleicht gibt es ja auch einmal ein Telefon, bei dem man sogar den sieht, mit dem man redet, wer weiß?“ „Du Depp du, so etwas wird es im Leben nie geben“, gab ich erobert zurück. Ich ließ mich von meinem eigenen Mann doch nicht für dumm verkaufen.

Der Krieg war nun vorbei, Südtirol gehörte wieder zu Italien, doch noch waren amerikanische Soldaten im Dorf stationiert. Viele deutsche Soldaten versuchten, das Land über die Berge zu verlassen; ohne Führung war dies nicht möglich. Nachdem ich nie einen Hehl daraus gemacht hatte, eine überzeugte Deutsche zu sein, klopfte es alsbald auch an die Tür des Strasserhofes. Was sollte mit den Männern geschehen? Sie wieder fortzuschicken, brachte ich nicht über mein Herz, denn die Wahrscheinlichkeit, dass sie von den Amerikanern gefasst und verhaftet wurden, war groß. Sie hatten ihr Ziel doch schon fast erreicht. Es fehlte nur noch dieser letzte Weg über die Berge. „Eine Bedingung habe ich. Auf meinem Hof gibt es keine Waffen!“, stellte ich klar. Sie kamen meist am Freitag mit den „Lotterern“ ins Haus und blieben. Wenn das Wetter passte, ging es noch in derselben Nacht weiter über die Grenze. Jahre später kamen die Männer mit ihren Familien über den Reschenpass ganz legal als Touristen ins Dorf zurück, um mich zu besuchen. Dabei erzählte mir einer, dass er trotz meines Verbots ein Revolver dabei hatte, weil er der ganzen Sache nicht traute. Im Notfall hätte er seinen Führer auf dem Berg erschossen und versucht, allein weiter zu kommen.

1946 im Spätsommer wurde ich um Hilfe gebeten. Der Zenz, unser Alpmeister, hatte auf der Alm heimlich Milch,

Butter und Käse an die Bauern verteilt. Zu viel offensichtlich, denn er wurde umgehend angezeigt. Auch wenn der Mann nun ein anderer war, den Weg zum Büro kannte ich ja mittlerweile schon. „Warum sollte der Alpmeister nicht an die eigenen Bauern etwas Milch und Käse geben dürfen? Die Kühe gehören ja schließlich auch den Bauern. Und wirklich viel war es ja nicht. Die Lebensmittel gingen nur an die Eigentümer, das kann doch so falsch nicht sein.“ Ich hatte mir mehrere Punkte bereits zurechtgelegt und versuchte, dem Beamten glaubhaft zu erklären, dass der Zenz nicht Unrechtes getan habe. Als ich schon fast keine Hoffnung mehr hatte, gab der Mann nach.

Langsam wurde es wieder ruhig, und das Leben ging seinen normalen Lauf. Die Felder mussten bestellt werden, die Arbeit ging weiter. Meine Jüngste war nun schon zehn Jahre alt. Manchmal ließ ich sie mit dem Fritz und der Liesl hinaus auf den Acker fahren. Voller Stolz saß sie auf dem Bock des Wagens und hielt mit ernster Miene die Zügel in der Hand, während die gutmütigen Tiere gemächlich ihren Weg gingen. Dreimal die Woche aber hatten wir eine ganz besondere Aufgabe. Da ging es zum Markt nach Meran. Wir hatten einen Marktstand auf dem Kornplatz, auf dem wir unsere Waren verkaufen konnten. Der Rudl nahm Milch, Butter und Käse von der Sennerei mit, ich das Gemüse und Obst vom Hof. Je nach Saison verkauften wir Kartoffeln, Zwiebeln, Kräuter, Gurken, Tomaten, Zucchini, aber auch Äpfel.

Die Küchenmädchen, die zu mir kamen, bekamen von mir neben dem Obst und dem Gemüse jedes Mal Anleitungen, mit welchen Kräutern das Gericht verfeinert werden könne oder wie verschiedenste Arten von Obstkuchen geba-

cken werden konnten. So wanderten bis zur Mittagszeit meist alle Waren über den Stand, wurde über Rezepte geredet und gleichzeitig erfuhren wir auch, welcher politische Wind dem Land entgegen blies.

Das Hannele durfte manchmal auch mit, denn sie musste darauf achten, dass es dem Fritz und der Liesl an nichts fehlte. Die Straße hatte sauber zu sein. Jedes Mal, wenn die Pferde etwas fallen ließen, blieben wir stehen; die Johanna nahm den kleinen Besen und die Schaufel, die im Wagen lagen, kehrte die Pferdeäpfel ein und warf sie in einen Sack. Sie war eines der wenigen Kinder im Dorf, die in ihrem Alter nicht nur einmal, sondern sogar schon mehrmals in der Stadt waren, und wusste, im Dorf immer allerhand Geschichten zu erzählen. Das war für das Kind natürlich etwas ganz Besonderes.

Am frühen Nachmittag fuhren wir wieder nach Hause. Meistens war der Wagen dann leer. Nicht immer sind wir direkt heimgefahren. Manchmal besuchte der Rudl noch Bekannte, ich hingegen schlenderte durch die Lauben und kaufte Dinge für den Hof oder die Küche ein. Die Unsicherheit in dieser Zeit aber führte mich öfters auch direkt zum Schmuckladen. Das Leben hatte uns gezeigt, dass nur eine einzige Unterschrift genügte, um all seinen Grund und Boden verlieren zu können. Ich hatte erlebt, wie Geld von einem Tag auf den anderen nichts mehr wert war. Um in diesen unsicheren Zeiten wirklich ein Gefühl von Sicherheit zu haben, beschlossen der Rudl und ich, mit unseren Einnahmen immer wieder etwas Schmuck zu kaufen. Dieser würde den Wert nicht verlieren, und sollte man wirklich einmal fort müssen vom Hof, so wäre Schmuck am leichtesten zu tragen und am einfachsten zu tauschen. Später habe ich den Schmuck an meine Töchter verteilt.

Die Zeit änderte sich nun schnell. Innerhalb von wenigen Jahren waren die Pferdewagen von der Straße verschwunden. Wer es sich leisten konnte, fuhr mit dem Auto, die anderen mit einem Motorrad. Wir hatten jede Woche Besuch aus der Stadt. Meine Küche war bekannt, und mit dem Auto waren die sieben Kilometer von Meran nach Rabland kein großes Hindernis mehr. Ich war richtig stolz darauf, viele Meraner Geschäftsleute zu meinen Freunden zählen zu dürfen und tischte auf, was der Hof zu bieten hatte. Sie nahmen ihrerseits Geschenke wie zum Beispiel ein Paar Gummistiefel mit. Das war schon etwas ganz Besonderes. Weil es so lustig und nett war, kam die Gruppe nun fix einmal pro Woche.

Anfangs setzte sich der Rudl auch zu seinen Bekannten in die Stube, doch nach einiger Zeit hatte er genug von der Gesellschaft. „Einmal im Monat, ja, aber du kannst doch nicht den ganzen Keller leer kochen, nur wegen dieser Leute. Mittlerweile kommen sie zwei, dreimal in der Woche, und du kochst immer auf wie bei einer Hochzeit. Wir, deine eigenen Leute, arbeiten den ganzen Tag, springen nach deinem Kommando und bekommen nur mehr die Brennsuppe auf den Tisch. Hör auf mit diesen Leuten.“ Er hatte ja recht, aber dies war gar nicht so einfach. Ich, die Strasserbäuerin hätte nie zugeben können, dass mir die Meraner Geschäftsleute bereits den halben Keller leer gefressen hatten, und ich sie trotzdem weiter fleißig bediente.

Dann machten sie einen großen Fehler und die Sache konnte ganz einfach und schnell erledigt werden: Einmal war zufällig die Schiebeluke, die von der Küche in die Stube ging, einen Spalt offen, und ich hörte, wie die feine Gesellschaft über mich und meine Kleider, diese langen Kittel, lästerte. Als sie dann noch meine Kinder nachäfften, hatte

ich genug. Ganz ruhig ging ich in die Stube und sagte sachlich: „Raus mit euch, ich will euch nie wieder sehen auf meinem Hof!“ „Aber Seffele, so haben wir es doch gar nicht gemeint“, versuchten sie zu retten, was nicht mehr zu retten war. Doch ich blieb hart und war froh, dass im Hof endlich wieder Ruhe einkehrte. Der Rudl und alle anderen übrigens auch.

„Jetzt sind wir schon über sechzig Jahre alt, wie schnell doch die Zeit vergeht, was Seffa?“ Da hatte der Rudl wohl recht. Die stürmischen Jahre waren vorbei. Meine Füße wurden immer schwerer, einer tat oft überhaupt nicht mehr, wie ich wollte, sodass ich ihn manchmal nachziehen musste. Manchmal war ich gezwungen, tagelang im Bett zu liegen, weil ich vor Schmerzen nicht mehr laufen konnte. Meine älteste Tochter hatte den Hof übernommen, meine beiden Buben und die Greti heirateten nicht und blieben bei ihr. Die Anna erhielt den Laden in Partschins und auch das Hannele heiratete. Dass sie keine Bäuerin werden wollte, wusste ich. Als sie mir jedoch im Feld Rüben ansetzen sollte und aus Trotz alle Pflänzchen mit den Blättern nach unten und den Wurzeln nach oben setzte, da war meine Geduld zu Ende. Ich schickte sie noch am selben Tag zum Rudl nach Partschins. Sollte er sich um seinen Liebling kümmern. Sie lernte Verkäuferin und war mit dieser Arbeit weit mehr zufrieden als mit jener auf dem Hof. Meine Reviere waren immer noch die Küche und der Acker. Der alte Pfarrer starb und der neue verbrachte seine Zeit lieber im Widum. Mit dem Tourismus kam der Wohlstand; die Armut verschwand zusehends. Mich brauchte es nicht mehr. Das tat weh. Der Rudl half immer noch im Laden mit.

Wir waren nun schon fünfzig Jahre verheiratet. Die goldene Hochzeit sollte in der Kirche gefeiert werden. Bereits Wochen vorher freute ich mich darauf wie ein kleines Kind. Ich war überzeugt, dass der Pfarrer erzählen würde, was der Rudl und ich in den vergangenen fünfzig Jahren alles für das Dorf geleistet hatten. Der Tag rückte näher, diesmal mussten die weißen Haare ganz genau sitzen. Ich trug die Sonntagstracht und hatte entschieden, die hellblaue Schürze mit dem passenden Tuch dazu zu tragen. Gespannt saßen wir auf der Bank und warteten. Doch der junge Pfarrer las nur unsere Namen von seinem Zettel und sagte kein einziges persönliches Wort über uns. Was für eine Enttäuschung. Das Ständchen der Musikkapelle, die vor der Kirche spielte, konnte mich nicht mehr freuen; ich ließ es einfach über mich ergehen, genauso die Leute, die uns freudig die Hände schüttelten. Ein Leben lang war ich jeden Tag in der Kirche, hab jeden Tag zum Herrgott gebetet, vielen Menschen geholfen und dann so etwas. Auf dem Hof weinte ich bittere Tränen. Der Rudl sah mich liebevoll an: „So ist das Leben; was früher war, ist vergessen und vorbei. Wir sind alt geworden. Jetzt sind die Jungen dran zu zeigen, was sie können.“

Epilog

1971 Die letzten Monate ihres Lebens musste meine Mutter im Bett verbringen, doch sogar von hier aus gab sie noch Anweisungen, was auf dem Hof gerade zu tun oder zu unterlassen sei. Als sie spürte, dass es zu Ende ging,

rief sie zu meinem Mann: „Jetzt ist es bald aus mit mir, hol mir schnell den Rudl.“ Er lief hinunter in die Küche. „Vater, kommt schnell, die Mutter, sie glaubt, sie stirbt.“ Doch der Rudl saß da und bewegte sich nicht. „Ich bin ein Leben lang gelaufen, da wird sie mit dem Sterben schon noch ein bisschen warten können.“ Dieses eine Mal sollte er recht behalten. Sie starb wenige Tage später. Mein Vater saß an ihrem Bett, in der Linken hielt er ihre Hand, mit der Rechten aber trommelte er den Radetzky marsch auf seinen Schenkel. Taratam tamtam.

K. W.



KLUGES KÖPFCHEN

Bauernmädchen Anna
geb. 1912 in Südtirol

224 Seiten, 13 x 19 cm, Paperback
ISBN 978-88-6839-097-6

»Kluges Köpfchen« beschreibt die Kindheit und Jugend der hochbegabten Anna, eines Bergbauernmädchens aus Südtirol. Es ist ein historischer Roman, der in der Zeit des Faschismus spielt; ein Buch über »Katakombenschulen«, Armut, über Liebe und Hoffnung einer starken Südtirolerin, die schließlich ihr Schicksal meistert.



Als die Kinder aus den Krautköpfen kamen
Damals in Südtirol

136 Seiten, 13 x 19 cm, Paperback
ISBN 978-88-6839-042-6

Die kleine Hannah will wissen, wie Sex funktioniert. Deshalb schaut sie dem Stier vom Huber-Bauern beim Liebesspiel mit den Kühen zu. Doch richtig schlau wird sie aus der Sache nicht. Denn Kinder kommen aus den Krautköpfen, hat sie gehört.

Die Sache mit dem Sex ist eine von zehn Geschichten, die die kleine Hannah in diesem Buch erzählt. Sie führt uns ins Südtirol von damals, als die Welt nur bis zu den Bergen reichte, das Bodenständige modern war und man sich höchstens beim Fenstolan hoch hinauf wagte. Es ist eine wahre Reise in die Vergangenheit, in der der Pfarrer allmächtig war und ausgerechnet eine Klosterfrau das Kinderkriegen erklärte.



Sigrid Mahlknecht Ebner, wohnt in Girlan, Studium der Betriebswirtschaftslehre in Innsbruck, in der Südtiroler Landesverwaltung tätig. Verheiratet, zwei Kinder. Autorin des Buches „Kluges Köpfchen“ (Athesia 2013).



Katharina Weiss, wohnt in Rabland bei Meran, Studium der Politikwissenschaften und Geschichte in Innsbruck. Verheiratet, Mutter von drei Kindern.

Das Buch erzählt wahre Geschichten aus dem Leben von fünf Südtirolerinnen, beginnend in der Habsburger Monarchie um 1900 bis heute. Unter dem gemeinsamen Hintergrund von Faschismus, Krieg, Nachkriegszeit und Aufbruch in die Moderne berichten sie von ihrem Weg durch das 20. Jahrhundert, gezeichnet von schwerer Arbeit, Armut und Unterdrückung, aber auch von Momenten des Glücks, von Kraft und Stärke.

ISBN 978-88-6839-413-4



9 788868 394134

14,90 € (I/D/A)

athesia-tapeiner.com